

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 4

Artikel: Warum Urgeschichte nicht langweilig ist
Autor: Gessner, Verena
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum Urgeschichte nicht langweilig ist

Von Dr. Verena Geßner

Wissen Sie, daß es in der Bronzezeit bereits haarscharfe Rasiermessergab und lange Schlüssel für die Haustüren, daß die Pfahlbauer Toiletten-Necessaires besaßen und farbig brochierte Stoffe herstellten?

Wer hat nicht schöne Erinnerungen an die Schulreisen seiner seligen Jugendzeit? Himbeersirup und Bratwurst, bezwungene Berggipfel und Dampfschiffahrten spielen dabei oft eine große Rolle. Wir dagegen, eine gesittete Klasse höherer Töchter, machten, es war kurz vor dem letzten Krieg, «historische und geographische Exkursionen», die aber ebenso fröhlich verliefen wie eigentliche Schulreisen. Einmal besuchten wir so das romantische Wasserschloß Hallwil, wo wir uns ausmalten, wie gut es sich hier als Burgfräulein in langem Schleppenrock leben ließe. Ein ortsansässiger Sekundarlehrer erklärte uns alles, Zugbrücke und Burggraben, Familiengeschichte und Ende der von Hallwil und führte uns dann, weil es seine große Passion war, zu einem mächtigen Tannenwald in der Nähe, in dem ausgegrabene und wieder hergestellte Grabhügel zu sehen waren. Von solchen Dingen hatte uns der Geschichtslehrer allerdings nichts erzählt, da er lieber von der Französischen Revolution sprach. So fanden wir es wunderbar, auf den kleinen Aussichtsturm zu steigen und von der Plattform aus auf die Gräber hinunterzuschauen und uns die Begräbnisse dieser Urmenschen möglichst gruselig auszumalen.

Dort bin ich wahrscheinlich vom *ba-cillus praehistoricus* infiziert worden. We-

nige Wochen später steckte ich stolz in langen Gummistiefeln und half jenem ortskundigen und urgeschichtskundigen Lehrer, der sich als bekannter Ausgräber entpuppt hatte, als geduldetes Benjamin-Mitglied seiner Equipe, einen echten Pfahlbau auszubauen. Allerdings hatte ich als einzelne Gymnasiastin eine etwas auffallende Rolle, doch vergaß ich ob der interessanten Arbeit sowohl erstaunte wie kritische Blicke. Nichts Schöneres hätte ich mir für meine Ferien wünschen mögen, als selber ausgraben zu helfen.

Urgeschichte und Publikum

Unser Ausgrabungsleiter, temperamentvoll, unternehmungslustig und doch vorsichtig, wenn es ans Graben ging, war der jetzige aargauische Kantonsarchäologe, Dr. Reinhold Bosch, der, zuerst Sekundarlehrer, sich mit Feuereifer in die Urgeschichte einarbeitete und durch seine gewinnende Art viele Erwachsene und Kinder für alles Vergangene und die Erforschung der Heimatgeschichte begeisterte und immer wieder begeistert. Die von ihm gegründete Historische Vereinigung des Seetales hat über 1000 Mitglieder! Anlässlich ihres 25-Jahr-Jubiläums im Frühjahr 1948 strömte zum Festsaal in der Turnhalle Seengen von nah



Ein prähistorischer Mensch besiegt einen Höhlenbären

Illustration aus dem Jahre 1887

Diese theatrale Auffassung der Urgeschichte mutet uns heute lächerlich an. Selbstverständlich wurde zur Altsteinzeit die Bärenjagd nicht in Form eines Ringkampfes betrieben. Der Fachmann erkennt auch sofort eine ganze Anzahl von Irrtümern: Der Stil der Feuersteinwaffe weist eine falsche Form auf. Gebleichte Menschenknochen wurden bestimmt nicht vor dem Höhleneingang liegen gelassen. Der Bär ist im Verhältnis zum Menschen viel zu klein. Efeu kommt in der alten Steinzeit auf dieser Höhe kaum vor und wohl auch keine Bäume in dieser Größe. Wahrscheinlich werden aber heutige Illustrationen der Urgeschichte im Jahre 2000 ebenso veraltet und passé wirken.

und fern eine unwahrscheinlich große Zahl von Gratulanten herbei, Anhänger von Dr. Bosch, wenn man so sagen darf. Alle bewunderten die von ihm mit großem Geschick zusammengetragene Ausstellung. Neben Stammbäumen von einheimischen Familien hingen da die Pläne von renovierten und (gleichzeitig untersuchten) Kir-

chen, Photos von Ausgrabungen, alte Stiche, die Dr. Bosch gerettet hatte, und als Prunkstück eine aus dem Ausland zurückgekaufte Glasscheibe, alles charakteristische Dinge, weil sie einem die vielseitige Tätigkeit Dr. Boschs und seiner Historischen Vereinigung zeigten, deren «silberne Hochzeit» gefeiert wurde.

Dr. Bosch ist auch ein ausgezeichnetes Beispiel für einen Wissenschaftler, der eine anständige Art von Popularisierung, auch der Urgeschichte, betreibt. Das Verhältnis zwischen den eigentlichen Fachleuten und den Laien birgt nämlich manche Schwierigkeiten in sich. Erst seit kurzem wird «Prähistorie» auch an den Universitäten gelehrt, und damit haben sich innerhalb der Interessenten mehr oder weniger deutlich zwei Lager gebildet: Hier ausgebildete und kritische Fachleute, da passionierte Laien, die gerade als Sammler von Funden oft große Verdienste haben und immer hatten. Zwischen diesen Gruppen entstehen manchmal Diskussionen, z. B. über die wichtigsten Programmpunkte unserer Forschung. Die einen wollen nur der Funde wegen ausgraben, die andern fordern fachgerechte Detailarbeit usw. Deshalb sind Personen, wie Dr. Bosch, die auch für das Publikum und seine Wünsche großes Verständnis haben, sehr beliebt. Im übrigen hoffen wir, daß mit der Zeit alle diese Anfangsschwierigkeiten verschwinden werden und sich die Stellung der Urgeschichtsforschung immer mehr festigt, ohne daß sie deswegen ihre Freunde verliert.

Vor 100 Jahren

Sie wissen ja, daß die Schweiz das klassische Land der Pfahlbauten ist und wir schon mehr als 250 Dörfer aus der Stein- und Bronzezeit kennen. In wenigen Jahren werden wir das Hundertjahr-Jubiläum der Pfahlbauforschung feiern können, die übrigens am Zürichsee ihren entscheidenden Anfang nahm. Sie begann im Winter 1853/1854, als der See einen außergewöhnlich tiefen Wasserstand hatte und man in Meilen allerlei Geräte merkwürdiger Art zwischen trockengelegten Pfählen am Seeufer fand. Lehrer Aeppli und dann Geschichtsforscher Ferdinand Keller erkannten als erste, daß es sich hier um Hinterlassenschaften früherer Einwohner handeln mußte und daß es niemals zufällige Naturspiele, Naturprodukte sein konnten, was sie da aufhoben. Schon Jahrzehnte früher hatte

man z. B. in welschen Pfahlbaustationen ähnliche Dinge gefunden: Bei ihrer Interpretation trieben die Phantasien wilde Blüten. Sigmund von Wagner z. B., ein Altertumsfreund, glaubte (zirka 1830) in einem Pfahlbau am Bielersee «das alte Fundament einer keltisch-römischen Stadt Noidenolex zu sehen. Er stellte seltsame phantastievolle Berechnungen an und fand, daß die Stadt unter Caesar und Augustus erbaut worden sei, und zwar unter der Leitung des Präfekten Agrrippa. Dann wurde Noidenolex unter Vespasian und Titus zur mächtigen Stadt weiter ausgebaut, mit Mauern und Türmen umgeben und mit Hafen und Leuchtturm versehen. Aber da nahte sich für Noidenolex im 4. Jh. nach Chr. die Katastrophe. Ein Bergsturz am Jensberg verschüttete die Zihl und staute so die Juraseen. Der Bielersee trat über seine Ufer, und die schöne Stadt Noidenolex (ein Pfahlbau) verschwand in den Fluten». (Zitat aus Th. Ischer: Pfahlbauten des Bielersees 1928.)

Die wissenschaftliche Großtat beging Keller durch seine Erkenntnisse, daß die «Pfahlbauer» eine Art Vorfahren der heutigen Schweizer seien und daß diese Leute bereits eine Art Bauerntum erworben hatten, was er an den Getreidekörnern und Haustierknochen in den Pfahlbauten ablas. Zuerst brachte man die Pfahlbauer mit den Römern und dann mit den Kelten Cäsars in Zusammenhang, wobei später den Forschern aber auffiel, daß die Pfahlbauer lange *vor* den eigentlichen Kelten gelebt haben mußten. So gelangte man immer tiefer nach rückwärts und setzt heute die Höhlenbewohner um rund 10 000 v. Chr. an, die ältesten Pfahlbauten ins vierte Jahrtausend vor Chr. und die letzten Pfahlbauten ins 9. Jahrhundert vor Chr.

Die praktische Seite

Bei der ersten Ausgrabung, an der ich teilnehmen durfte, sorgte die Grabungsleitung (wie dies jede tun sollte) ausgezeichnet dafür, daß alle Ausgräber wußten, warum Ausgrabungen auch heute noch nötig sind.

Es waren alles junge, stellenlose Lehrer (was man sich heute kaum mehr vorstellen kann), mit denen ich ausgraben durfte, und wir paßten alle gut auf, wenn uns Dr. Bosch eine kleine Theoriestunde gab. Warum sind Ausgrabungen auch heute noch nötig?

Früher, d. h. zur Zeit unserer Großväter, öffnete man den Boden vor allem, um ihm mit gierigen Händen hastig alle Kleinfunde zu entreißen und sie baldmöglichst zu verkaufen oder wenigstens damit ein Museum voll zu füllen. (Der Handel mit schweizerischen Altertümern trieb viele, auch absurde Blüten; sogar auf dem Zürcher Gemüsemarkt sollen damals Steinbeile verkauft worden sein, und Fälschungen gab es in vielen Varianten.) Heute beobachtet der aufmerksame Ausgräber alle Details der Kulturschichten.

Allerdings, als ich damals zum erstenmal im sog. fumier lacustre stand, da beschwerten mich solche Überlegungen noch keineswegs, sondern ich durchsuchte sorgfältig, aber gespannt mein kleines Plätzchen nach Scherben und hätte gar zu gerne einmal — ein Steinbeil entdeckt. Ich konnte grübeln, soviel ich wollte, das Steinbeil, mein Wunschtraum, blieb mir versagt. Da klagte ich mein Leid einem Arbeitskameraden, allerdings ohne an irgendwelche Konsequenzen zu denken. Am andern Tag, ich arbeitete wieder mit der kleinen Hacke in meinem Revier, fühlte ich plötzlich etwas Glattes in der Moorerde. Hastig zog ich den Stein ans Licht, putzte, rieb, spülte ihn und — o Freude, es war ein Steinbeil, glänzend frisch und unversehrt. Mit Stolz zeigte ich meine Entdeckung und fühlte mich nun sozusagen zum Ritter geschlagen. Dann aber kam die Wahrheit aus, eine bittere Wahrheit, daß die Arbeitskameraden dem Zufall ein wenig unter die Arme gegriffen hatten. Am Abend vor meiner «Entdeckung» hatten sie ein bereits geborgenes Steinbeil aus der Fundhütte geholt und mir dort versteckt, wo ich am andern Morgen wieder zu suchen begann.

Ich erinnere mich auch noch gut an ein Gespräch mit Dr. Bosch, den ich fragte: «Ja, nützt denn ein Steinbeil überhaupt



Sie waren ein jungverheiratetes Paar. Sie hatte nichts bekommen von ihren Eltern als ein Velo; er hatte von seinen Eltern nichts geerbt als einen außergewöhnlichen Respekt vor allen Gesetzen und Vorschriften.

Tante Christine, bei der das junge, glückliche Paar sich am Sonntag jeweilen von der eigenen, kartoffelreichen Küche erholen konnte, wohnte 20 km weit weg.

Diese Strecke mußte nun von unserm jungen Paar möglichst schnell zurückgelegt werden. Die Möglichkeit, zu zweit auf das Velo zu sitzen, gab es nicht; denn dadurch wäre eine Vorschrift übertreten oder in diesem Fall «übersessen» worden.

So nahm denn die junge Frau das Velo und fuhr los. Sie versprach ihrem Manne, der auf Schusters Rappen die Strecke in Angriff nahm, das Velo nach einer gewissen Strecke am Straßenbord liegen zu lassen, damit er den Rest des Weges mit dem Velo zurücklegen könne.

Frage:

Nach wieviel Kilometer muß die junge Frau das Velo liegen lassen, und wieviel Zeit brauchen die beiden für die 20 km? (Geschwindigkeit mit Velo: 20 km pro Stunde; Geschwindigkeit zu Fuß 5 km pro Stunde.)

Lösung Seite 54.

etwas, so ohne Stiel? » Dr. Bosch, in seiner gewohnt rührenden Art, erklärte mir eindringlich: « Stell dir vor, du wärest ein Pfahlbau-Zimmermann, der sich einen kräftigen Ast aus einem zähen Holz aussucht. Diesen schälst und glättest du mit scharfen Steinen, bis du einen brauchbaren Holzstiel in den Händen hältst. Du bohrst am

obern Ende des Stieles ein viereckiges oder ovales Loch in das Holz . . . »

« Aha », rief ich aus, auf sein Skizzenbuch schauend, « hier in dieses Loch steckt er das Steinbeil hinein und klemmt es fest. »

Dr. Bosch: « Siehst du, das Steinbeil allein nützt dem Pfahlbauer nicht viel, sondern es muß, wie so viele andere Steingeräte, noch einen Griff oder einen Stiel bekommen, und erst dann geht es ans Bäumefällen. Ich habe mit meinen Schülern schon in drei Stunden eine kleine Tanne gefällt, und zwar mit einem echten Steinbeil in einem neuen Griff. Die Pfahlbauer-Geräte sind also sehr brauchbar und wirksam. »

Die Mädchen formten unterdessen aus einheimischem Ton kleine Pfahlbautöpfe und verzierten sie wie die Pfahlbauerinnen mit dem Abdruck der Finger oder Schnüren. »

Abschließend meinte Dr. Bosch: « Nur eines will mir nie gelingen, das Herstellen der Schneidegeräte aus Silex (Feuerstein), den die Pfahlbauer so oft als Rohmaterial für ihre Werkzeuge verwendeten. Daß diese sehr nützlich waren, siehst du daran, daß man mit den Silex-Messern leicht tiefe Schnitte ins Holz machen kann. Diese Feuersteinknollen, welche die Pfahlbauer elegant spalteten und zu Klingen verwandten, machen mir so große Mühe, und ich schlage mir eher auf die Finger, als daß ich hinter das Geheimnis komme. »

Das ist nur eine der vielen Kenntnisse, welche die vorzeitlichen Leute uns voraus hatten und die heute wieder verschwunden sind. Wer von uns könnte mit einer Feuerstein-Pfeilspitze an einem Holzschaft und einem Bogen aus Eibenholtz einen Bären töten? Oder aus Birkenrinde einen schwarzen Extrakt, einen Klebestoff herstellen oder selbst komplizierte Geflechte nachahmen?

Die heutigen zivilisierten Menschen beherrschen viele Künste mehr als die Leute der Vorzeit, aber das allermeiste, was damals an Kenntnissen für den Lebenskampf unerlässlich war, ist heute verloren gegangen. Unser Lebenskampf in den Städten

ist ein vollkommen anderer; da läßt einen das Leben von unberührten Eingeborenen noch am ehesten an das der vorgeschichtlichen Zeiten denken.

Meine erste Ausgrabung hatte für mich insofern ungeahnte Folgen, als ich mich kurzerhand entschloß, statt Medizin Urgeschichte studieren zu wollen. Niemand wußte damals, wie lange dieses Strohfeuer anhalten würde, und zum Glück erwies sich das, was mich dem grauen Altertum verband, als eine dauerhafte Liebe.

Wissenswerte Details

Ausgraben ist wohl spannend und romantisch, aber es bildet nur einen kleinen und oft sehr strengen Teil der Tätigkeit eines hauptamtlichen Urgeschichtsforschers. Oft tritt es wie eine Versuchung an einen, den Spaten und die kleine Hacke zu nehmen und hinauszugehen, aber: alles Ausgegrabene muß zuerst verwertet werden, bevor man weiter sucht. So lernte auch ich jene stillen Tage kennen, die einen allein in die Studien- oder Ausstellungsräume eines Museums verbannen. Als ich das erstmal einige Vitrinen zu inventarisieren hatte, zählte ich am Schluß aufatmend 3000 Katalogzettel, und wenn mich die Besucher deshalb bemitleideten, so lächelte ich weise und amüsierte mich über die gutgemeinten Sprüche, mit denen ich bedacht wurde. Ob ich mich nicht fürchte bei den Skeletten? Ob es mir nicht langweilig werde usw.

Das genaue Durcharbeiten der Funde einer, zweier, vieler Vitrinen hat den großen Reiz (natürlich nur für den dazu berufenen Liebhaber), daß man in den denkbar engsten Kontakt mit all den verschiedenen Materialien und Formen der Geräte kommt und sich auch tief in die Arbeitsweise der vorgeschichtlichen Menschen hineinlebt. Tausend kleine Beobachtungen stellt man an, und allerlei Rätsel lösen sich einem fast von selbst. Wußten Sie z. B., daß in unserm Lande 10 000 Jahre lang Menschen wohnten, von denen man keinen einzigen Personennamen, keinen Stammesnamen und keine Sprache kennt, dafür aber eine reich-

haltige Auswahl aller ihrer Waffen, Werkzeuge und Schmuckstücke besitzt, die in ihren Siedlungen, Gräbern und Depots zutage treten?

Wußten Sie z. B., daß unsere Vorfahren, die Helvetier, goldglänzende Halsringe trugen, meist aus Bronze verfertigt, welche sie mit echter, geschnitzter, roter Koralle verzierten. Korallen gibt es ja nur im Salzwasser, d. h. im Meer, vor allem im Mittelmeer, und auch der Bernstein ist nur an wenigen Orten zu finden. Daß die Kelten schon beides kannten und verwandten, beweist neben vielem anderem einmal mehr, daß der vorzeitliche Handel über weite Strecken reichte und nicht zu unterschätzen ist. Zwei- und vierrädrige Karren sowie die Pferde waren seit der Bronzezeit bekannt, ebenso kleine Schiffe. Auch das Mittelalter hatte nicht viel anderes oder besseres Verkehrsmittel als das schweizerische Altertum. Vor großen Räumen und Strecken schreckten die vorgeschichtlichen Menschen überhaupt nie zurück, was die ungezählten Wanderungen beweisen, auf deren Spuren wir immer wieder stoßen. Lange nicht alle dieser Völkerwanderungen gingen zu Pferd, denn schon vor dessen Auftreten kamen große Menschenmengen in Bewegung und verschoben ihren Lebenskreis in denjenigen anderer Stämme, woraus sich die verschiedensten Veränderungen ergaben.

Im allgemeinen interessiert sich das Publikum mehr für unterhaltende Details als für die grundlegenden Theorien:

Gehen Sie z. B. am nächsten Regensonntag wieder einmal in das nun 50jährige Landesmuseum und betrachten Sie dort am Pferde-Kopfmodell die bronze- und eisenzeitlichen Gebisse, Trensen und Pferdegeschirre. Sie sind nicht nur sehr praktisch, sondern auch sehr schön verziert, sei es mit stilisierten Pferdchen oder allerlei Ornamenten, die gut zur Form passen.

Das alemannische Bruchband hat man in Gräbern schon mehrmals gefunden, und zwar in eindeutiger Lage am Skelett. Ohne Zweifel war es nicht leicht zu tragen und auch recht hart, denn es bestand aus Eisen.

Daß die Körperpflege auch nie zu kurz kam, beweisen die Toilettennecessaires mit

Ohrlöffel, Pinzette und Pfiem, die man in verschiedenen vorgeschichtlichen Gräbern und Siedlungen fand.

Oder wissen Sie, daß es in der Bronzezeit bereits haarscharfe Rasiermesser gab und lange Schlüssel für die Haustüren? Glauben Sie mir, daß die Pfahlbauer schon sehr gut gedrehte Seile hatten und geknüpfte Fischernetze und kompliziert gewobene Stoffe herstellten? Wissen Sie, daß man in den Pfahlbauten oft richtige Flachs-garn-Knäuel findet, die einen ganz an die heutigen Wunderknäuel erinnern?

Die Menschen vor 4000 Jahren

Es ist nicht leicht, sich den vorgeschichtlichen Menschen genau vorzustellen. Man hat zwar unzählige Skelette mitsamt ihren Beigaben gefunden. Die Geräte, Waffen, Werkzeuge, Schmuckstücke beweisen, daß das technische Können auf einer erstaunlichen Höhe stand. Denken wir z. B. an den Bronzeguß, der eine Legierung von Kupfer und Zinn voraussetzt, oder an das Schmieden von Eisen. Geschickt und fleißig waren die Menschen der Vorzeit ohne Zweifel. Auch kunstgewerblich waren sie auf einem hohen Niveau, denn sie erfanden Formen und Verzierungen von Geräten, die hervorragend sind. Auch als Häuserbauer und Dorfplaner sind sie zu bewundern, denn eine Palisade von mehreren tausend Pfählen und mehreren hundert Metern Länge zu bauen erforderte eine überlegte Bauordnung. Noch viel mehr ein Refugium auf einem Berg mit langen Trockenmauern! Daß ihre Werkzeuge außerordentlich wirksam waren, steht außer Zweifel, und daß technische Begabung schon früh vorhanden war, zeigt jede Siedlung, jedes Boot, jede Kette.

Was es aber so schwer macht, diese Leute richtig einzuschätzen, ist die Tatsache, daß uns ihr eigentlich geistiges Leben fast vollkommen unbekannt ist. Wie sprachen sie? Welche Götter verehrten sie? Hatten sie Märchen, Sagen, eine Geschichtstradition? Wie regierten sie sich? Von vielem kann man sich eine vage Vorstellung

machen, anderes, was diese Fragen betrifft, ist ganz unbestimmt.

Daß es falsch ist, sich vorzustellen, die Kulturhöhe der Urzeit gleiche einer ansteigenden Kurve, beweisen die verschiedensten Beobachtungen: Die darstellende Kunst z. B. erlebte ihre höchste Blüte gleich zu Beginn der Urgeschichte überhaupt, d. h. in der Altsteinzeit, als die Menschen noch nicht einmal in Häusern wohnten und noch als Nomaden und Jäger lebten. Damals entwarfen sie die herrlich kühnen Visionen ihrer Feinde, jene farbigen Gemälde von Auerochsen, Bären, Elchen, die wir auf spanischen und französischen Höhlenwänden bewundern.

Schon damals glich die Entwicklung der Menschheit einer komplizierten Wellenbewegung. Wenn die Menschen eine neue Kenntnis errungen hatten, ging vielleicht eine andere wieder verloren, und Begabung auf der einen Seite entsprach einer Armut auf der andern.

Ein weit verbreiteter Irrtum ist die Annahme, die Schweiz sei zur Zeit der Pfahlbauer von einem dichten Urwald bedeckt gewesen und deshalb hätten die Leute an den Ufern der Seen gesiedelt. Es gibt schon zur Pfahlbauzeit genügend Landstationen, die beweisen, daß genug freier Raum auf dem Lande war, um auch dort zu leben und sein Vieh zu halten. Warum die Menschen dennoch zu einem großen Prozentsatz am Wasser lebten, ist bis heute noch nicht ganz abgeklärt. Wahrscheinlich suchten sie in den befestigten Siedlungen Schutz vor tierischen und menschlichen Feinden. Den Urwald haben auch die Naturforscher ganz abgelehnt, welche die Pollen, d. h. den bei den Funden liegenden uralten Blütenstaub der Bäume, untersuchen und unter dem Mikroskop zählen. Die Waldgeschichte ist besonders in den ältesten Zeiten von großer Tragweite auch für die Menschen. Zum Beispiel war der sog. Eichenmischwald zur Zeit der Pfahlbauer ein lockerer Wald und glich einem Urwald überhaupt nicht, womit dieser alte, stets noch kursierende Irrtum widerlegt ist. Unser Klima hätte den Wuchs von lianenähnlichen

Schlingpflanzen usw. auch damals nicht erlaubt.

Ein anderer Irrtum: «Nicht wahr, die Pfahlbauer lebten von Beeren und Wurzeln?»

Nein, meine verehrte Dame, die Pfahlbauer kannten schon zwölf verschiedene Sorten Getreide, die sie selber anbauten, hatten Haustiere, wie Hund, Ziege, Schaf, Schwein, Torfrind, später sogar Pferde, jagten Hirsche, Bären, Wildschweine, Auerochsen, fischten Hechte und Karpfen, bauten Gemüse und Nutzpflanzen, z. B. Flachs, an und sammelten vielleicht in letzter Linie auch allerlei Beeren, die gar nicht so wild und unbekannt sind. In jedem Pfahlbau finden wir Samen von Himbeeren und Brombeeren und viele Haselnusschalen. Legen Sie also bitte diesen Irrtum beiseite, ... die Pfahlbauer waren keine Halbwilde, die in Bettvorlagen ähnlichen Tierfellen umherliefen, sondern sie trugen selbstgewobene Kleider und betätigten sich in den verschiedensten Gebernen.

Politik in der Urzeit

Ein Geheimnis zur freudigen und erfolgreichen Urgeschichtsforschung besteht darin, daß man stets die Menschen im Mittelpunkt sieht und sich deren Lebenskampf ver gegenwärtigt und weiß, daß auch sie schon liebten und haßten, kämpften und feierten.

Ja, aber wie sehen wir denn, was diese Menschen erlebten? Verbrannte Häuser, verbrannte Siedlungen sprechen eine deutliche Sprache. Gräbt man sie aus, ersteht von selbst die Vision des Momentes, in dem das feste Haus zusammenbrach. Pfahlbauten, in denen das hinterste Utensil stehen und liegen blieb, sind von ihren Bewohnern plötzlich, fluchtartig verlassen worden. Sauve qui peut. Andere, in denen nur der Abfall aus der Küche und der Werkstatt vorhanden ist, erlebten wahrscheinlich einen langsam Niedergang, vergleichbar demjenigen eines ausgestorbenen Tessiner Dörfchens. Ob es jeweilen Naturkatastrophen oder Menschenfeinde waren, die die

Ansässigen vertrieben, kann nicht generell entschieden werden.

In den Metallzeiten wurden oft und gerne sog. Depots errichtet, d. h. Verstecke mit mehr oder weniger kostbaren Geräten, die dem nahenden Feinde nicht in die Hände fallen sollten. Die Horte der Nibelungensage und in andern Märchen gehen auf solche Verstecke zurück. Nicht nur die damals schon existierenden Altmetallwarenhändler, sondern auch Privatpersonen verbargen ihre Schätze, gleich wie wir unsere Sparstrümpfe voller Geldstücke auf die Seite legen oder legten. All das geschah nur in unruhigen, unsicheren Zeiten, in denen Wanderungen an der Tagesordnung waren und die Luren (Kriegstrompeten) nicht mehr zum Schweigen kamen.

Gewaltsam umgebrachte Menschen, in einer Grube zusammengewürfelt, lassen auf einen kriegerischen Überfall schließen. Große Gräberfelder, ordentlich angelegt, deuten auf eine ruhigere Zeit.

Beim Ausgraben von Siedlungen, Gräbern, Depots ist stets die erste Frage: Aus welchem Grund oder unter welchen Umständen wurde dies oder jenes so und nicht anders angelegt? Daraus versuchen wir die damals herrschenden politischen Zustände abzulesen. Krieg zeichnet sich an vorgeschichteten Funden ebenso ab, wie es ruhigere Epochen taten, die eine stetige Entwicklung der Kulturen und ihrer Erzeugnisse sicherten.

Große oder kleine Museen

Die Schweiz ist eines der museenreichsten Länder, aber ob alle diese Museen auch mustergültig geführt werden, bleibe dahingestellt. Meine Tätigkeit führt mich in große und kleine Museen, in gepflegte und vernachlässigte.

Jeder Kanton sollte zum mindesten eine geeignete Person haben, die den Heimatmuseen ratend und auch kritisierend zur Seite steht. Wie soll Lehrer X. in Hinterwil wissen, ob man heute z. B. Geräte von 1870 sammelt oder nicht und wie man diese am besten ausstellt? Spürt dieser

Mann nicht eine tatkräftige Hilfe von unterrichteter Seite, so erlahmt sein Eifer nur allzu leicht oder er verrennt sich auf Nebengeleise.

Die großen Museen sollten für die kleinen besser sorgen und in ihnen nicht Konkurrenten sehen, sondern sozusagen Filialen, die im Dienste des gleichen Ideals stehen. Gerade die Heimatmuseen auf dem Land sind ideale Orte der Kontaktnahme mit der Vergangenheit. An Ort und Stelle lässt es sich besser zeigen, welches Herkommen und welche Art ein Dorf oder ein Bezirk hat. Die vielen Landbewohner würden allzu leer ausgehen, wenn man sie nur in den großen Museen mit dem Leben ihrer Vorfahren vertraut machen möchte. Eine Bevölkerung, die ständig vor Augen hat, wie ihr Städtchen früher aussah, welche Gewerbe getrieben wurden, was als schön und festlich galt, auf welche Weise sich das menschliche Leben abspielte, spürt ihre Wurzeln bewusst (oder auch unbewusst) im Heimatboden, deutlicher, als wenn das unentbehrliche Anschauungsmaterial dazu manche Eisenbahnstunde weit fort in einem großen Museum liegt.

Die großen Zentralmuseen dienen wohl der Wissenschaft, aber sie verunmöglichen den Kontakt der abseits lebenden Bevölkerung mit den Altertümern ihrer Heimat, wenn sie den kleinen Heimatmuseen die Daseinsberechtigung allzu rigoros absprechen. Praktisch angewandt heißt dies: Es ist ein Unterschied, ob man ein- bis zweimal ins Hauptmuseum darf (anlässlich der auch sonst interessanten Schulreise oder des Vereinsausfluges) oder ob man schon als Schulkind immer und immer wieder im kleinen Heimatmuseum steckt und sozusagen damit aufwächst und stets vor Augen hat, was im großen Museum leider oft vor der Fülle des Ausgestellten nicht einmal mehr in die Augen springt.

So sind die Aufgaben der großen und der kleinen Museen nicht die gleichen. In allen aber braucht es einen Zauberstab (beim so streng verbotenen Berühren der Dinge), welcher im richtigen Erklären des Ausgestellten besteht. Für die meisten Besucher bedeuten die Urgeschichtsvitrinen

eine Quelle der Langeweile und des Unverstandenen, und doch ist es gar nicht so schwer, die Freude an all dem alten Fundgut zu wecken. Diese scheinbar toten Dinge werden unterhaltend, sobald man ihre Bedeutung versteht und sie in den richtigen Zusammenhang setzt.

Man darf auch nie vergessen, auf den so wichtigen Rahmen hinzuweisen, in dem sich das Leben der vorzeitlichen Menschen abspielte. Die Geschichte der Vorzeit ist stark mit der Natur verbunden. Tiere und Pflanzen veränderten sich zu Beginn unserer Welt oft und damit auch die Lebensbedingungen und Lebensmöglichkeiten des Menschen. Es folgten sich kalte und warme Zeiten. Denken Sie an die Eiszeit mit ihren Höhlenbären, ihrer sogenannten kalten Fauna, an den Rückzug der Gletscher, das Aufkommen der Rentiere, die bald wieder samt der Steppenlandschaft verschwanden, denken Sie an das 2. Jahrtausend vor Chr. mit seiner guten, warmen Witterung, die um 800 vor Chr. plötzlich eine krasse Verschlechterung erlitt. Regen, Kälte, Steigen der Seen setzten ein, worauf die Pfahlbauten endgültig verlassen werden mußten, in denen die Menschen seit bald 2000 Jahren (neben Siedlungen auf dem Lande) gelebt hatten. Nun zog der Mensch ganz auf die trockene Erde. Den Grund für diese und andere Klimaveränderungen können auch gewiegte Geologen und Meteorologen nicht genau angeben, ... die Urgeschichtsforscher sehen aber ihre Auswirkung im Leben der Menschen außerordentlich gut. Gerade diesen Veränderungen im Landschaftsbild, in der Tierwelt usw. sollte auch in den Museen, und vor allem in den großen, besser Rechnung getragen werden, weil sich das Publikum dann die Urzeit viel klarer vorstellen kann und die Besonderheiten auch der Geräte eher begreift.

Urgeschichtsforschung als Beruf

Nach Abschluß meiner Studien, die mich vor allem in die Theorie der Altertumskunde einführten, bekam ich durch einen

glücklichen Zufall sogar praktische Arbeit und Verdienst in meiner «Branche», die mich vor ganz verschiedene Aufgaben stellt. Eine Aufgabe heißt «Besuch der Privatsammler». So bereise ich seit einem halben Jahr die gemütlichen Linien meines Arbeitskantones, stets begleitet von einer dicken Mappe mit den nötigen Zetteln und Formularen für unser Fundinventar. Sehr oft fragt mich im Zug das Gegenüber, womit ich denn reise, was mich schon lange nicht mehr überrascht. Einmal antwortete ich: «Mit Altertümern», worauf der Herr verstummte und mich für leicht verwirrt oder eventuell sogar gemeingefährlich ansah. Beim Aussteigen wünscht man mir oft gute Geschäfte, denn wer anders als eine Reisende käme sonst an einem Werktag mit einer dicken Mappe zum Bauer Y in Iblikon?

Mit freundlichem Gesicht (und früher oft etwas kloppendem Herzen, was ich mir bald abgewöhnte) mache ich mich dann mit meinem zu besuchenden Kunden (lies Privatsammler) bekannt. Diese Kategorie von Leuten ist viel zahlreicher, als Sie glauben, und findet sich in sehr verschiedenen Berufen. Vor allem sind seine Kinder zu begrüßen, deren es auf dem Lande oft viele und reizende gibt. Dann aber geht es an die Erledigung der eigentlichen Geschäfte, und Bauer Y oder Lehrer Z holt aus dem Schrank seine Zigarren- oder Schuhschachteln voller alter Scherben, Feuersteine oder ähnlicher Dinge. Das Ausfragen nach dem genauen Fundort der Dinge braucht oft beharrliche Geduld — nicht weil er es nicht sagen möchte, sondern weil einen das Gedächtnis eben oft im Stiche läßt und wir für unsere Fundstatistiken nur genaue Angaben brauchen können. Eine Lehre, Funde sofort nach der Entdeckung anzuschreiben, bestätigt sich täglich wieder. Es gilt bei den Privatsammlern auch stets die Angst vor der Expropriation zu zerstreuen, ... wir nehmen den Leuten ohne ihr Einverständnis nie etwas weg und bringen nur unsere Skizzen, Notizen und Beschreibungen heim.

Sobald die ersten Hemmungen beiderseits überwunden sind, gestalten sich diese

Besuche oft sehr erfreulich. Das « Fräuli Tokter » hat sich als menschliches Wesen entpuppt, das dem Jüngsten sogar eines der « Steinlein » zum Spielen gibt (damit er ruhig zusieht und nicht stört) und man beugt sich gemeinsam über das Kartenblatt und bespricht die Fundorte der Gegend. Der Bauer kommt ins Erzählen und vermittelt uns oft sehr wertvolle Erkenntnisse, weil *er* es ja ist, der den Boden bearbeitet, den vor ihm tausend Jahre vor Christi schon andere bebaut haben. Die Mutter kommt dazu, lacht ein wenig über ihren Mann, der so altes « Zeug » sammle, und ist dann aber recht stolz, wenn ich seinen Sammleifer lobe und seine Scherben als für unsere Forschung wichtig hinstelle. Sie bringt dann meistens auch einen Kaffee, und der Vater will dem Gast recht viel « Geistiges » in die Tasse schütten. So endet fast jeder Besuch in guter Stimmung (es gibt natürlich auch Ausnahmen), und ich bin dankbar, so offen Aufschluß über wichtige Fragen erhalten zu haben.

Schön an dieser Arbeit ist vor allem der Kontakt mit Menschen, einfachen und gebildeten, rauen und höflichen, die sich alle über das Woher und Wohin unseres Volkes besinnen und gerne viel vom Leben ihrer ältesten Vorfahren wissen möchten. Dieses Mitteilen, Erklären und Lehren erfüllt jeden Forscher mit Freude. Etwas anderes ist es mit den eigenen, mehr wissenschaftlichen Arbeiten. Hier hat der Prä-

historiker noch unendlich viel zu tun. Arbeit in Museen, Sammlungen, beraten, Auskunft geben, begutachten, durcharbeiten der Fachliteratur, selber schreiben, weiterforschen, Arbeit in Hülle und Fülle. Vor allem sollte das Verwerten des ausgegrabenen Fundmaterials jeder Ausgrabung auf dem Fuße folgen. Hier fehlt es oft an Krediten und Stellungen für die jungen Fachleute. Meine Anstellung zum Beispiel betrachte ich als einen großen Glücksfall, der einer verständnisvollen Regierung zu verdanken ist.

Oft werde ich gefragt, wie es einer weiblichen Person überhaupt ergehe in den betreffend Personal doch vorwiegend männlichen Museen, Bibliotheken und Privatsammlungen. Darauf kann ich nur antworten: überraschend gut. Allerdings könnte ich dennoch niemandem zum Berufe der Archäologie raten, der nicht selber ein spontanes und großes Interesse daran hat, denn sie ist einer jener Berufe, die man nicht wählen kann, zu denen man berufen sein muß. Die Erde ist unser großes und unerschöpfliches Archiv, und unsere Quellen sind nicht aus Pergament und Papier, sondern sie bestehen aus Stein, Knochen, Bronze, Eisen, aus Ton, Holz, Gold und nochmals Stein, also aus jenen urralten und ewigen Rohmaterialien, die die Erde den Menschen gibt, nimmt und nochmals gibt.

Da musste ich lachen . . .

Letzthin fuhr ich mit der Zürich-Oberland-Bahn zu meinen Verwandten am Greifensee. In W. stieg ein älteres Bauernfraueli in das Abteil. Das ganze Gepäck bestand aus einem großen, graugesprenkelten Netz voll alter Brotmöcken. Dieses Netz wurde nun an einem Kleiderhaken aufgehängt, wo es hin und her baumelte und ab und zu einem Fräulein, dessen Aufmachung und Bemalung an die Zeichnungen von Schönenberger im Nebelspalter erinnerte, gegen das Hüttchen putschte. Nach einiger Zeit wandte sich die also Beleidigte äußerst schnippisch an die Bauernfrau:

„Ires Netz da obe bambelet mer immer um de Chopf ume!“
„Das macht nüüt, das Broot isch nu für d Hüener, die frässeds gliich“, gab das Fraueli mit dem Brotmöcken-Netz freundlich und arglos zur Antwort.

Mitgeteilt von R. V.